

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 31

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

20. Fortsetzung

Ernst Glauser, der zukünftige Theologe, lächelte fein:

„Und was sagst du dazu, dass Ibsens Peer Gynt halt doch am Ende seiner Irrfahrt in die Klage ausbricht:

„Wär's möglich, dass ein Trost mir bliebe?“

und dass er erschüttert vor Solveig kniet, die ihm antwortet:

„Bei mir, in Glaube, Hoffnung, Liebe!...?“

Er kehrt also dorthin zurück, von wo er ausgegangen. Was er in seiner Vermessenheit missachtet und vergessen hat — ein Herz — das wird ihm nun letzte Gnade und letzter Trost.

„Ich bitte um deine Antwort, lieber Fuchs.“

Johannes verzog geringschätzig und mit überlegenem Spott den Mund:

„Meine Antwort ist die — dass Ibsen sein dramatisches Gedicht nicht logisch zu Ende gedacht hat.“

Die „Altenheimer“ und ihre Gäste sassen wie erstarrt. Selbst Ernst Glauser hatte Mühe, Haltung zu bewahren. Er suchte die gefährliche Situation mit einem Scherzwort zu retten:

„Ich sehe, Johannes“, sagte er, „du hast Sinn für Humor. Der Witz, den du dir soeben geleistet hast, beweist es zur Genüge. Es war allerdings ein Witz auf Ibsens Kosten. Möge der grosse Geist dir verzeihen. Ich schlage übrigens vor, dass dein Cerevis ‚Peer Gynt‘ lauten soll.“

Alle Anwesenden lachten mit mehr oder weniger Verständnis für das, was in Wirklichkeit vor sich gegangen war. Johannes lachte am lautesten. Die Situation schien gerettet und man konnte zum gemüthlichen Teil dieses Abends übergehen und ‚Peer Gynt‘ durch Anstossen der Teetassen leben lassen.

Das Lachen von Johannes aber war nicht echt. Er hatte in vollster Überzeugung seine Erklärung abgegeben. Dass man daraus einen Witz ableitete, dass man ihn nicht ernst nahm, wurmte ihn und verdarb ihm den Abend.

*

Seit seinem Vortrag über ‚Peer Gynt‘ hatte sich in Johannes etwas Grundlegendes verändert. Sein Selbstgefühl war verwundet worden. Man hatte ihm — nach seiner persönlichen Auslegung — das Eigenerlebnis seiner grössten Stunde zerrissen, zerstückelt und beschmutzt vor die Füsse geworfen...

Peer Gynt und er — er und Peer Gynt — sie gehörten zusammen, sie

hatten das gleiche Blut — wie Vater und Sohn!

Mochten die andern lachen, ihn hassen und verfolgen, eines Tages würden sie alle wissen, wer er war!

3.

Christine war erstaunt und erfreut, dass Johannes abends jetzt mehr zu Hause blieb. Er sass dann allerdings nicht bei ihr, sondern auf seinem Zimmer und schien tief versunken in seine Arbeit zu sein.

Sie konnte es sich jeweils nicht versagen, einmal oder auch zweimal zu ihm hineinzugehen, ihm ein Glas Limonade zu bringen, oder ihm irgendeine Frage zu stellen. Dann blieb sie eine kleine Weile neben ihm stehen, streichelte verstohlen und zärtlich über sein dichtes Haar: „So fleissig, mein Bub?“

Diese kurzen Augenblicke, da sie ihrem Verlangen nach mütterlicher Zärtlichkeit nachgehen konnte, taten ihr wohl.

Oft aber arbeitete Johannes nicht, er hörte nicht einmal wenn sie kam. Er sass dann bewegungslos und untätig am Tisch und starrte mit einem gequälten und abwesenden Gesichtsausdruck ins Leere. Wenn sie ihn so traf, ging sie wieder still hinaus und die Nacht lastete dann mit ihrer ganzen Dunkelheit und Schwere auf ihrem Gemüt. Sie wusste, dass sie niemanden fragen konnte, was mit ihrem Johannes geschehe, denn wer sollte das, was nur die Mutter sah, als Aussenstehender beurteilen können? Auch Doktor Haller, auch Georg Fehlmann nicht. Sie war allein mit ihrer Sorge, mit ihrer schweren Not — und sie liebte ihren Sohn in dem steigenden Masse dieser Sorge und dieser Not.

Auch ‚Jolie‘ hatte zu Zeiten ein schweres Herz. Johannes tat des öfteren so, als sähe er sie nicht. Er schaute über sie hinweg, als wäre sie Luft. Rief sie ihn an oder gab sie ihm einen kleinen freundschaftlichen Puff, dann konnte er sie mit einem Lächeln, das von weither zu kommen schien, zornig und elend machen, denn es hiess: „Ach so, du bist auch noch da.“

Und trotzdem hatte sie ihm die schwarz-gelbe Mütze, das schwarz-gelbe Band mit seinem Monogramm sorgfältig bestickt. Trotzdem schanzte sie ihm durch Willi Steiner, der Johannes näher sass als sie und der verliebt in sie war, die richtigen Formeln und Lösungen in Physik und Algebra zu. Er nahm das alles gnädig an, er dankte ihr nicht ein-

mal, er tat ganz so, als ob er ihr und nicht sie ihm einen Gefallen getan hätte.

‚Jolie‘ müsste nicht von welschem Temperament gewesen sein, wenn nicht allmählich der Gedanke in ihr gross geworden wäre, Johannes aus seiner Passivität ihr gegenüber aufzurütteln und ihn durch einen sogenannten Schock an ihre Existenz zu erinnern. Sie hatte schon allerhand mögliche und auch unmögliche Pläne erwogen und war schliesslich zu dem naheliegenden Schluss gekommen, ihn eifersüchtig zu machen. Willi Steiner hatte dabei die Rolle des Lückenbüssers zu spielen, und wie sie ihn kannte, ging er sicher freudig und ahnungslos auf das Manöver ein.

Auch bei den ‚Altenheimern‘ war man mit Johannes nicht zufrieden. Er kam wohl an die Verbindungsabende, er leistete auch regelmässig seinen Beitrag, aber er war kaum aktiv. Zu einem weiteren Vortrag oder sonst zu einer Produktion hatte er sich nicht mehr gemeldet, obwohl seit langem die Reihe wieder an ihn gekommen war. Ernst Glauser nahm sich vor, demnächst ein Wörtlein mit ihm darüber zu reden.

Johannes aber schien weder von der Unzufriedenheit ‚Jolies‘, noch von der seiner Kameraden etwas zu merken. Er nahm nach wie vor seine Privatstunden in Algebra und Latein, er liess sich von ‚Jolie‘ jeder Art Unterstützung gefallen, besuchte die vierzehntägigen ‚Hocke‘ der ‚Altenheimer‘ und blieb passiv, als wäre er nur Zuschauer in einem Spiel.

*

„Keller, soeben habe ich Ihnen zum zweitenmal dieselbe Frage über die magnetische Spannung gestellt. Halten Sie Ihre Gedanken besser beieinander!“

Johannes zuckte zusammen, aus dem leeren Gesicht schauten hilflos die Augen und es dauerte Sekunden, bis er sich zurechtgefunden hatte.

Was in der Physikstunde geschah, das geschah auch in andern Unterrichtsstunden. Nur in jenen Fächern, wo er seiner Phantasie und seinen Ideen Schwingen geben konnte, blieb er wach und überraschte die Lehrer durch Leistungen, die über das Gewöhnliche hinausgingen.

Professor Tanner war einer der wenigen, die an Johannes glaubten:

„Er ist ein in sich gekehrter Mensch, der einmal bei freier Entfaltung sicher Grosses leisten wird“, sagte er, wenn bei seinen Kollegen über die Passivität dieses Schülers geklagt wurde. „Die Erfahrung hat es uns längst gelehrt, dass nicht immer der tüchtigste und der aufmerksamste Schüler später das Leben meistert, sondern sehr oft der, welcher das Sorgenkind seiner Lehrer gewesen ist.“

Johannes rückte durch derartige Gespräche seiner Professoren immer mehr in das Blickfeld ihres Interesses und ihrer Beobachtung, was seine gefährdete Situation nicht leichter machte.

Eines Abends nahm sich Ernst Glauser Johannes vor:

„Was ist, Fuchs, wir alle warten darauf, dass du dich wieder einmal bei uns hören lässt.“

„Wir haben so viele Aufgaben“, entschuldigte sich Johannes, „dass es mir bis jetzt wirklich nicht möglich geworden ist, eine Sache — eine grosse Sache für unsere Verbindung auszuarbeiten.“

„Du hast dir also bereits etwas vorgenommen?“ sagte Glauser, erfreut über den guten Willen.

„Natürlich, das heisst — ich bin noch nicht sehr weit damit gekommen, aber es rückt, man muss mir nur Zeit lassen.“

In Wirklichkeit hatte Johannes noch gar nichts vorbereitet oder überdacht. Aber es gingen so viele Ideen und Pläne durch seinen Kopf, dass er es keineswegs als Ausflucht oder gar als Lüge empfand, wenn er dem Präsidenten in dieser Form Antwort gab.

„Gut, Fuchs“, meinte Ernst Glauser, „ich nehme deine Beweggründe ent-

gegen. Jetzt haben wir September — in der ersten Sitzung im November steigt dein Vortrag. Abgemacht?“ — „Abgemacht!“

Es war also wieder Zeit gewonnen. Johannes zweifelte nicht daran, dass er bis zum angegebenen Termin ein bestimmtes Thema ausgearbeitet hatte, wenn er auch zur Stunde noch nicht wusste, wie und wann und wo er damit beginnen sollte...

Auch ‚Jolie‘ führte nun in der eigenen Sache eine Entscheidung herbei. Der Augenflirt mit Willi Steiner war so weit gediehen, dass sie nur noch den kleinen Finger auszustrecken brauchte, um ihn daran zappeln zu lassen. Ende September war ein Klassenausflug nach Hallwyl geplant. Es war nun selbstverständlich, dass jeder Student seinen Besen dazu einlud. Darauf hatte sie ihren Plan gebaut.

Es war zwischen ihr und Johannes bis jetzt stillschweigendes Übereinkommen gewesen, dass sie — ohne eine formelle Einladung von ihm — zusammen-

gingen und zusammenblieben. Diesmal aber sollte es anders sein. Sie würde sich von Willi Steiner einladen lassen und Johannes dadurch Gelegenheit geben, sich einmal zu überlegen, was es hiess, eine ‚Jolie‘ als Freundin zu verlieren.

Er war nicht leicht, dieser Entschluss, denn sie liebte ihn nach wie vor. Doch sie ertrug seine Passivität, seine Undankbarkeit und seine Launen nicht länger. Er sollte aufgerüttelt werden und zeigen, was sie ihm wert war.

‚Jolie‘ erwartete eine Art Tannhäuser-Wallfahrt aber mit glücklichem Ausgang, etwa so, dass sich Johannes nachher reuig und feurig zu ihr bekennen würde. Bis dahin aber gab sie sich liebenswürdiger als je und hoffte mit jedem Tag, ihr Doppelspiel möchte sich als überflüssig erweisen. Sie wusste es ja so genau, dass sie Johannes nach seinem Buss- und Bittgang wieder in Gnaden aufnehmen würde.

Es liess sich alles an, wie sie es sich gedacht und vorgenommen hatte. ‚Jolie‘ hatte es dem armen Lückenbüsser kaum zu merken gegeben, dass sie für den Ausflug noch frei war, als er auch schon in die so hübsch gelegte Falle ging:

„Darf ich dich einladen, ‚Jolie‘? Ich wäre stolz.“

„Du darfst.“

Die glücklichen Augen von Willi gaben ihr nachher zu schaffen, denn sie wollte ja nicht wehtun, wollte nur zurückrufen, was sich von ihr entfernte und woran ihr Herz nun einmal hing.

Der Tag des Ausfluges kam. Ein strahlender Septembertag, wie er je und je alle Dichter und alle Liebenden begeistert hat.

Zwei grosse, gelbe Postautos standen vor dem Gymnasium bereit, die Schüler der zweiten und dritten Klasse durch das herbstliche, in seinem schönsten Abschiedsschmuck prangende Land zu fahren. Lachend und plaudernd stieg man ein. ‚Jolie‘ sass bereits neben Willi Steiner und wartete auf das Erscheinen Johannes'. Der glückliche Willi merkte es nicht, er überbordete fast vor Freude und Stolz, sie an seiner Seite zu haben und damit allen zu beweisen, dass sie von jetzt an zu ihm gehörte.

Johannes kam.

„Tschau Peer Gynt!“ riefen ihm ein paar Getreue und Neugierige zu, denn sie hatten ‚Jolies‘ Kriegslist durchschaut. „Komm nur, bei uns ist noch Platz.“

Dann warteten sie gespannt, wie er sich benehmen würde, wenn er seinen Platz von einem andern besetzt sah.

Johannes steuerte direkt auf ‚Jolie‘ zu. Diese sass mit hochrotem Kopf und klopfendem Herzen und wagte kaum aufzusehen.

„Du erlaubst wohl“, sagte er zu Willi, „mein Platz ist hier.“

„Diesmal nicht“, lachte der vergnügt zurück. „Ich habe ‚Jolie‘ eingeladen und sie war sofort einverstanden.“

Einen Augenblick schaute Johannes



Unterwegs von Burgdorf nach Thun

Erntezeit

C. Oesch.

Durch das Meer der Aehren
Rauscht der Sense Schlag
In den ernteschweren
Mühelangen Tag.

Und zu goldnen Garben
Binden wir das Korn.
Schöpfen ohne darben
Aus der Erde Born.

Wenn die letzten Aehren
Schön gebunden steh'n,
Wollen wir in Ehren
Unser Fest begeh'n.

in Willis glückliches Gesicht, dann auf ‚Jolie‘, die nun endlich den Blick zu heben wagte und mit gezwungen herausfordernder Stimme Willi beipflichtete: „Es ist so, Johannes, da du mich nicht eingeladen hast, habe ich eben Willi zugesagt.“

Noch immer stand Johannes vor den beiden. Die andern reckten sich fast die Hälse aus, was nun geschehen würde...

Es geschah aber nichts. Johannes zog seine Mundwinkel ein wenig verächtlich und krumm:

„Ach so ist das“, sagte er nur, und dann mit einer kleinen Verbeugung zu seinem Kameraden gewandt, „du entschuldigst wohl, Willy, ich habe nicht gewusst, dass ihr zusammengehört.“

‚Jolie‘ war es, als müsste sie aufstehen und schreien: „Nein, Johannes, nein! Ich liebe nur dich und habe das nur getan, um deine Gleichgültigkeit zu brechen!“

Aber Johannes war schon weitergegangen.

Fertig! Der Wagen fuhr an. Johannes sass zwischen zwei Kameraden und sah so gleichgültig und unangefochten drein wie nur je. ‚Jolie‘ aber hatte mit den Tränen zu kämpfen. Sie schluckte und würgte so sichtbar, dass die andern diskret zur Seite sahen, um sie mit sich fertig werden zu lassen.

Wenn ‚Jolie‘ gehofft hatte, Johannes würde sich im Laufe des Nachmittages mit ihr auszusprechen suchen, so sah sie sich auch hierin getäuscht, er blieb höflich und freundlich, das war alles.

In kleinen Ruderbooten fuhren die Schüler gruppenweise vom Schloss Breitenberg nach dem Schloss Hallwyl. Im hellen Sonnenglanz lag der See. Marienfäden schwebten in der blauen Luft und das Spiel der Mücken tanzte über den glitzernden Wellen. Von den Hängen grüssten die roten Reben. Manch ein froher Jauchzer klang herab und verschmolz mit der Farbenpracht dieses Tages.

Johannes erhob sich in seinem Schiff und deklamierte mit weithallender Stimme:

„Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!

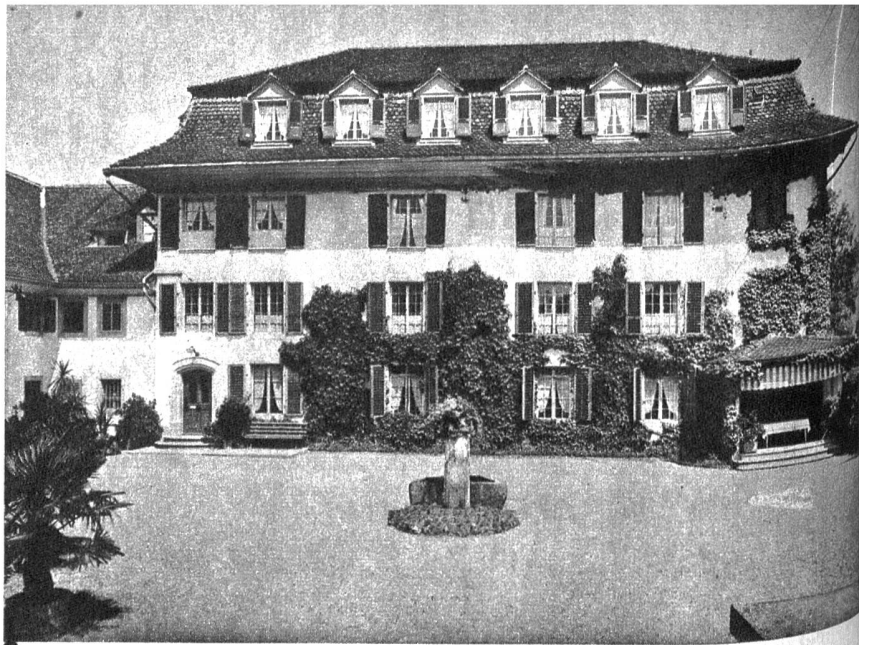
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah

Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Es ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was von dem milden Strahl der Sonne fällt.“

„Bravo, Peer Gynt!“ riefen ihm die Kameraden von allen Seiten zu. „Mach weiter, es rudert sich dabei noch einmal so gut!“

(Fortsetzung folgt)



Schloß Hünigen

Ums Jahr 500 mag Hunnicho seinen einfachen, alemannischen Edelsitz hier gebaut haben, der wohl dem Dorf zugleich den Namen gab. Später übten die Sennen von Münsingen, die Imer, Bogkess, Matter, von Roll, von Waberen und von Scharnachtal die Herrschaftsrechte aus, 1588 kam Hünigen in den Besitz der Familie von May, die ihn bis 1923 bewahrte. Das an die bestehende Mühle angebaute Herrschaftshaus wurde mehrmals dem jeweiligen Zeitgeschmack entsprechend erneuert und vergrössert, behielt aber seinen ursprünglichen Stil des Berner Landhauses.

Eines der tiefsten Werke Rudolfs von Tavel, «Der Stärn vo Buebebürg», und seine Fortsetzung, «D'Frou Kätheli und ihri Buebe», schildert die Lebensgeschichte des Hans Rudolf May von Rued, verflochten mit Wesentlichem des Charakters und der Umgebung Bernhards von May und dessen Gattin, Catharina von Willading. Schloss Hünigen wird damit zum Zeugen schweren seelischen Kampfes des Obersten Wendschatz, der in stiller Pflichterfüllung seinem Volke dienen möchte und, seiner Zeit weit vorausführend, notwendig auf verständnislose Ablehnung von oben und von unten stösst.

Sein Tod nach einer Verwundung aus der Villmerger Schlacht bringt das erste, wirkliche Verstehen aus dem Volke, das nach des Pfarrers Worten: «Hinweggerissen bist du aus dem Lande der Lebendigen. Du hast dein Leben zum Opfer gegeben für dein Volk. Der Herr

aber hat dir Samen erweckt und Sein Vornehmen wird durch deine Hand fortgehen», den Verlust zu erkennen beginnt.

Vielleicht hat Rudolf von Tavel Gedankengut, wie er es uns durch den Hüniger Herrschaftsherrn Oberst Wendschatz vermittelte, den späteren Zweck des Schlosses bestimmt. Wir wissen es nicht, aber wiederholte Besuche haben uns immer wieder gezeigt, dass sein Geist im «Christlichen Heim Schloss Hünigen», das er gut kannte und schätzte, lebendig ist und bleibt.

1923 wurde das Schloss von der erwähnten Genossenschaft zum Betrieb eines christlichen Erholungs- und Ferienheimes gekauft. Da, wo einst kriegerische Männer und müde Ratsherren sich von der hohen Politik und wohl auch von ihren Folgen auf dem beschaulich in ertragreichem Bernerland gelegenen Herrschaftssitz erholten, sammeln sich nun Leute aus aller Herren Länder, um Fragen der Schule, der Kirche und des Lebens zu besprechen, um sich in den weiten Räumen und im herrlichen, alten Park zu pflegen und zu stärken und um die Essenszeiten sogar ein wenig verwöhnen zu lassen, um dann neu gekräftigt und zielbewusst wieder an die täglichen Arbeiten zu treten.

Im Bernerhaus, der ehemaligen Schlossmühle, betreibt ein bekannter Spezialist unter ärztlicher Leitung das Rheumabad, in dem er Bresthaften mit gutem Erfolg alle durch Erkältungen, Nerven-Überspannung und Unfall verursachten Gliederschmerzen vertreibt. —h—